

Das schläfert mein sittliches Empfinden in hohem Maße ein. Um der Anklage zu entgehen, die mir mein Gewissen machen könnte, habe ich mich bereit erklärt, vier Tage in der Werkstatt zu schlafen. Darauf werde ich wieder in meine Baracke zurückkehren. Die Werkstatt hat die angenehme Eigenschaft, mir den Geist dicht zu umschatten. Die fieberhafte Bewegung der Arbeiter, das Toben der Maschinen, der giftige Rauch aus den Gießtöpfen und das Blei, das sich im Gehirn niederschlägt, versetzen mich in einen Zustand vollständiger Denkfähigkeit.

Ich schlafe mit sieben Genossen in einem Raume, wo schmutzige Lappen aufbewahrt werden. Die Rotationspresse ließ mich in der ersten Nacht nicht ein Auge zutun; ich hatte den Eindruck, als drehten sich die Walzen auf meinem Kopfe. Augenblicklich höre ich das Ticken der Linotypemaschinen. Es sticht mir in die Ohren, als triebe man mir langsam einen Bohrer hinein. Ich erhebe mich halb betäubt. Die Zunge klebt am Gaumen; ich habe einen bitteren Geschmack im Munde: Antimon. Es ist zwischen den Zähnen eingedrungen und sinkt nun abwärts, bis es ans Herz kommt. Da durchnagt es die feinen Häutchen, mästet sich an meinem Leid... Ich warte auf den Schlaf, um denken zu können; wachend kann ich nicht denken. In meinen Träumen besucht mich Luise. Sie tritt an mich heran und rüttelt mich heftig. Wenn ich ihr antworte, klingt es, als läge ich in einem Abgrunde:

»Laß mich doch schlafen, Schwester!«

Sie schüttelt mich noch einmal.

»Nur noch ein ganz kleines Weilchen!... Ich bin so müde!« Aber sie läßt nicht nach, bis ich aufwache. In die Dunkelheit hinein frage ich: »Was willst du, Luise?«

»Lieber Bruder, ich kann nicht allein in der Baracke schlafen... Ich fürchte mich... Warum läßt du mich allein? Was hab' ich dir getan?«

»Wir haben gesündigt...«

»Gesündigt?«

»Du bist schuld... Ich wollte nicht...«

»Warum bin ich schuld? Warum sagst du mir das? Ich hab' dich doch so lieb! Was kann ich dafür, daß ich ein Herz voll Liebe habe?«

»Du bist schuld...«

Ich klammre mich an dies Wort und spreche und wiederhole es halb wachend, halb im Schlaf, ohne zu wissen, was es bedeutet. Manchmal drehe ich mich heftig um und frage Luise: »Warum läufst du mir nach?«

»Weil ich dich lieb habe...« Ich wälze mich hin und her und wecke meine Genossen auf, die neben mir auf dem Fußboden liegen. Als sie eines Morgens aufwachten, hörte ich, wie einer zu seinem Nebenmann sagte: »Es kommt mir so vor — dabei sah er zu mir hinüber —, als hätte der da ein Verbrechen begangen.«

Wir legen uns ungefähr um drei Uhr morgens nieder und stehen um sieben Uhr wieder auf. Dann ist es hier noch Nacht. Draußen versucht die Sonne, die dichten Winterwolken zu durchbrechen. —

Als ich am letzten Tage die Augen öffnete, erlebte ich etwas Seltsames. In der Richtung auf die Straße hinaus hockt eine Reihe Maschinensetzer nebeneinander, den Kopf über das Tastbrett gebeugt, die Augen auf das Manuskript gerichtet. Plötzlich erlöschen die Lampen, und die Druckerei liegt im Dunkeln. Da hebt ein Chor müder Stimmen an, nach Licht zu rufen:

»Licht!... Licht!... Licht!«

Als wieder Licht wurde, stand Luise im Türrahmen. Sie war betrübt und aufgeregt und sah schlecht aus. Sie fiel mir um den Hals. Ich befreite mich schnell aus ihrer Umarmung; denn ich scheute mich davor, daß es meine Genossen sähen. Dann sagte ich ihr, heute sei der letzte Tag, daß ich hierbleiben müsse; nun würde ich wieder in der Baracke schlafen. Sie wollte lachen; es wurde aber eine traurige Miene daraus. Sie drückte mir in nervöser Erregung die Hand und bat: »... aber, bitte, belüg mich nicht...«

»Nein... nein... geh, geh... rasch...«

»Ich kann nicht allein leben... Ich muß dir ein Geheimnis anvertrauen...«

»Du kannst es mir später sagen...«

Sie schwankte, ob sie gehen sollte, drehte sich bei jedem Schritt um und blieb hin und wieder stehen, als wollte sie zurückkehren.

Als sie hinaus war, fragte mich der Betriebsleiter: »Wer ist das bucklige Mädchen?«

»Meine Schwester«, antwortete ich.

Um seinen Mund stand ein gemeines Lachen. Ich wollte nicht mehr denken, setzte mich an meine Maschine und fing an zu arbeiten.

Seitdem sind viele Tage verstrichen. Das Geheimnis, das mir Luise anvertrauen wollte, war damals nur eine Vermutung. Heut ist es eine Gewißheit.

Mich reut, was ich getan habe.

Luise erwartet ein Kind...

Als sie es mir sagte, war sie von einer hysterischen Freude erfüllt; ich aber vergoß bittere Tränen. Nach ihren liebevollen Überlegungen muß der Knabe, den sie erwartet, »blond, stark und klug« sein wie ich, überhaupt mein Ebenbild. Sie ist so uneigennützig, daß er nichts von ihr selber haben soll; sie will sich damit begnügen, ihn aufzuziehen und ihm die Brust zu reichen — die wohl keine Nahrung enthalten wird. All ihr Denken und Reden dreht sich um ihren Sohn. Eines Nachts weckte sie mich, um mir zu erzählen, daß ihr der Kleine einen Fußtritt versetzt habe; sie trieb den Scherz so weit, ihm dafür mit ernster Miene Vorhaltungen zu machen.

Der Stolz, der Luise wegen ihrer bevorstehenden Mutterschaft erfüllt, ist so groß, daß sie nicht bemerkt, wie sehr sie selbst darunter leidet. Sie hat heftige Kopfschmerzen und ist gelb, grauenhaft gelb. Beim Gehen bückt sie sich, als trüge sie eine Last Steine im Leib, und alle ihre Muskeln sind schlaff, kraftlos...

Anstatt zu klagen lächelt Luise. Sie ist glücklich, und ihre Seele ist von einem

ungesunden Optimismus erhellt. Sie schleicht fröhlich durch das Zimmer, um es auszufegen, und kniet begeistert hin, um Teller zu waschen. Nachts wartet sie auf mich, kocht mir Tee und fängt sofort an, von dem Kinde zu reden. Sie ist mir dankbar dafür, daß ich sie zur Mutter gemacht habe.

Bei Tage legt sie die Nadel nicht aus der Hand. Sie näht mit großem Eifer Lätzchen und Windeln und hat einen Koffer male- risch zur Wiege hergerichtet.

Eines Tages überraschte ich sie, wie sie durchs Zimmer kroch. Sie gestand mir, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen halten könne.

Es schmerzt mich, wenn ich sie in solchem Zustande sehe! Bringt sie Essen, so schiebt sie sich langsam und mühevoll an meinen Füßen vorüber. Nach jedem Schritt macht sie eine Pause und stößt einen leisen Schrei aus. Er hallt von den kahlen Wänden wider. Wenn ich sie so sehe, verstumme und erblasse ich, die Haare fallen mir in die Stirn; Arme und Beine werden kraftlos, und mich überkommt eine tiefe Niedergeschlagenheit. Dann höre ich immer eine Stimme; sie sagt: »Was hast du getan, mein Sohn?«

Als ich eines Nachts nach Hause kam, fand ich Luise in den letzten Zügen. Bereits vor mehreren Stunden hatte die Geburt begonnen; damit war ein ungeheurer Blutverlust verbunden. Luises halbgeschlossene Augen waren bereits gläsern und ausdruckslos; aber ihren Mund umspielte ein fürsorgliches Lächeln. Ihr marmorblaues Antlitz war totstarr; aber die Arme starb nicht, ehe sie mir nicht selbst das Geschehen mitgeteilt hatte. Als ich mich an ihr Bett lehnte, murmelte sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte und mit schwindender Stimme: »Da ist er, lieber Bruder... sorg für ihn!«

Ich schlug die Decken zurück. Da lag ein entsetzliches Wesen. Der Kopf glich dem eines merkwürdigen Hundes und war so platt, daß er beinahe bis zur Unsichtbarkeit in dem Krater eines dreimal gewinkelten Buckels verschwand. Der Leib war mit langen Haaren bedeckt. Das Wesen hatte keine Arme, und seine Beine waren grauenhafte Stümpfe. Ich deckte es wieder zu und sank wie vernichtet in einen Stuhl. So überraschte mich der Tag. Das Kind krümmte sich unter den Decken wie ein Wurm und fiepte leise. Mich überlief es eiskalt.

Nie wieder stand mir so kalter Schweiß auf der Stirn wie damals; nie wieder schmerzten die Gedanken so sehr. Luise starb, ohne noch ein Wort der Klage von sich gegeben zu haben, und das Kind erstickte in einem Blutmeer.

Seitdem kann ich nicht schlafen; ich wandre herum wie ein Wahnsinniger. Wenn ich an dem Bahnbogen vorbeikomme, bleibe ich stehen und grübele. Ich gehe in die Druckerei und verlasse sie wieder. Immer verfolgt mich eine Stimme: »Was hast du getan, mein Sohn?«